

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Kirche und Gemeinde. 1946-1964 1953

28 (12.7.1953)

Kirche und Gemeinde

EVÄNGELISCHES SONNTAGSBLATT FÜR BADEN

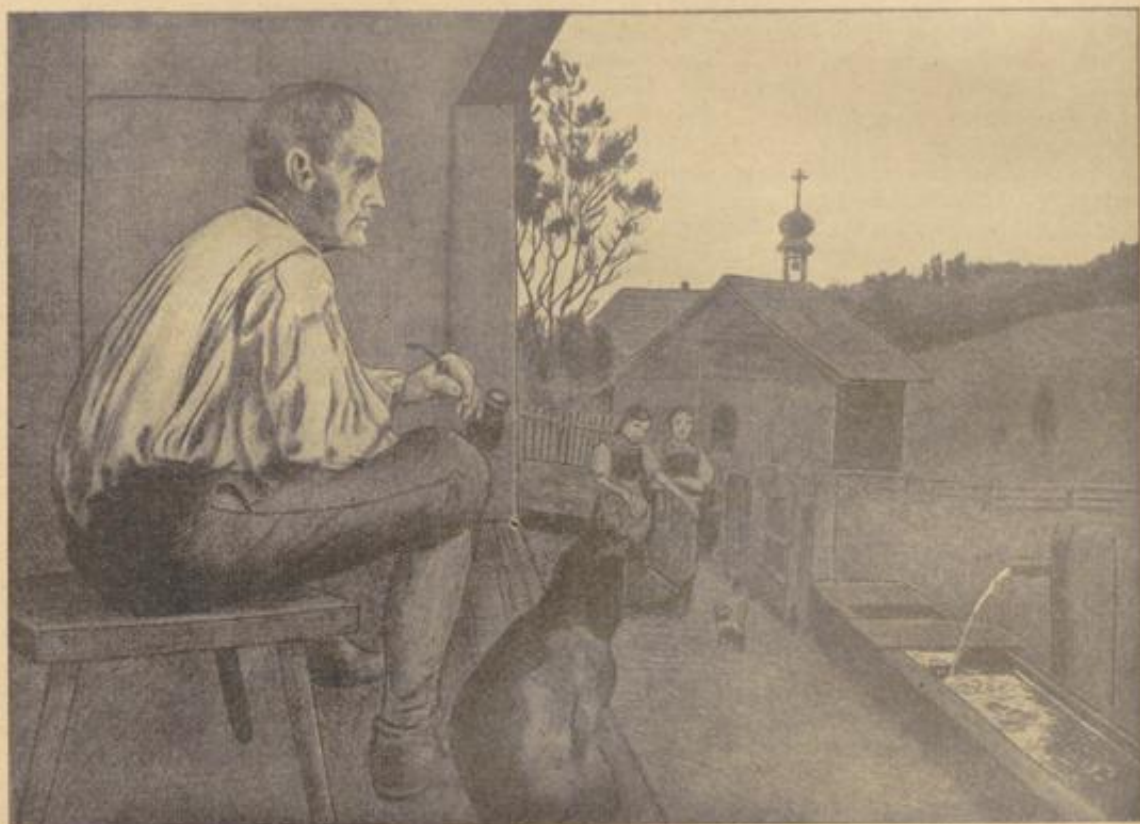
„Was der Sonntag erwirbt, der Werktag verdirbt!“

Zum Text des Sonntages 5. Mose 13-14

Arbeiten können wir! Das haben wir in den Jahren nach dem Krieg reichlich bewiesen. Erhalten, was in unserem Volk seit dem Zusammenbruch geschafft worden ist! Trümmer sind verschwunden und neue Häuser entstanden. Menschen, die nichts hatten, haben mit ihrer Hände Fleiß Bleibe und Eigentum neu erworben. Maschinen laufen und man hört den Klang der Arbeit. Frauen und Männer arbeiten von früh bis spät, auch wenn sie niemand besonders erwähnen und beachten. Bauern schaffen am Brot und wir nähren uns an ihrem Fleiß.

Es ist nicht unbedeutend, was für ein Beweggrund zur Arbeit treibt. Wenn es tatsächlich nur verdrissener Trotz wäre, mit dem wir der Welt nach der Niederlage beweisen wollten, was wir fertig bringen, so wäre es wenig. Wenn wir nach all der Armut vergangener Jahre in der Arbeit nichts anderes sehen als eine Möglichkeit, reich zu werden, so wäre das noch weniger. Wenn wir aber gar nach vielen Entbehrungen und harten Zeiten in der Arbeit eine drückende Last empfinden, die wir lieber heute als morgen gegen den wohlthuenden Mühsiggang eintauschen wollten, so würden wir nicht mehr zu leben verstehen.

Gott ist der Auftraggeber aller unserer täglichen Arbeit! In seinen Geboten findet sich auch das Gebot: „Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Werke bestellen!“ Wie mancher Mensch, dessen Arbeitskraft durch Krankheit gelähmt oder durch schwere Erlebnisse gebrochen wurde, würde sein Vermögen dran geben und lieber auf der Stelle arm werden, wenn er nur wieder arbeiten könnte. Ja, es gibt einen Segen nicht nur über der Arbeit, sondern in ihr. Wir sollten als Christen aufhören, Sinn und Wert von Arbeit und Beruf an ihrer geldlichen Entlohnung zu messen, weil ja der eigentliche Lohn nicht im Lohnbeutel heimgetragen wird, sondern darin liegt, daß ein Auftrag Gottes erfüllt werden konnte. Du sollst deine Arbeit tun an dem Platz, an den dich Gott



Hans Thoma: Feierabend

gestellt hat! Wenn wir Menschen von heute unseren Arbeitsplatz und unseren Auftrag, ja überhaupt jede Möglichkeit, wirken und schaffen zu können, wieder aus Gottes Hand nehmen lernten, wieviele soziale Spannungen würden da entschärft werden. Da könnte es eigentlich kein neiderfülltes Schielen eines Berufes auf den anderen mehr geben, da müßte doch einer des anderen Pflichtentkreis schämen lernen, ja, da würden wir merken, welche große Weisheit Gottes es ist, daß er einen Beruf für den anderen und eine Arbeit für die andere bestimmte. Vielleicht sind manche Leser unzufriedene Leute, unzufrieden, weil sie meinen, ihre Arbeit schätze niemand, sie bringe zu wenig ein und das Tagewerk sei so quälend und schwer. Allen denen sei empfohlen, von heute ab täglich am Morgen aus Gottes Hand den Schlüssel zur Werkstatt zu empfangen und von ihm die Kraft, den Pflug über den Acker zu führen. Wer Gott zum Herrn seiner Arbeit macht, dem muß das Tagewerk zur Freude werden!

Ob wir aber auch zu feiern verstehen? Vielleicht ist rechtes Ausruhen und Feiern schwerer als die Arbeit im Schweiß des Angeichts. Umsonst hat Gott uns nicht den Sonn-

tag gegeben und seine Heiligung befohlen. Das dritte Gebot haben wir ja alle einmal gelernt und sollten's kennen. Aber wenn man in der Sommerszeit des Sonntags durch Dörfer und über Felder geht, kann man oft meinen, man habe sich im Wochentage geirrt. Sie schaffen und arbeiten, als gelte es die Seligkeit einzufahren in die irdischen Scheuern. Wo ist das Feiertagskleid, in dem die Leute früher am Sonntag in freundlichem Gespräch vor der Haustür saßen? Es ist ja nicht nur ein äußeres Gewand, denn unter ihm schlägt ja zumeist auch ein sonntägliches Herz. Wo ist die Stille über den Dörfern und Städten? Sie mußte dem Motorenlärm der Fahrzeuge und dem lauten Geschrei von den Sportplätzen weichen. Und wo ist der festliche Gang zum Gotteshaus geblieben? Er mußte zürüdtreten, weil müde, leere Herzen ihre Stärkung im langen Schlaf suchten. Ist es wirklich so, daß von der Erntearbeit am Sonntag das Brot für den Winter abhängt? Ist es wirklich so, daß die veränderten Zeiten den Frieden des Sonntags taubten? Wir täuschen uns etwas vor. Freilich, die Zeiten und ihre Erfordernisse sind anders geworden, aber das Gebot Gottes gilt heut wie ehemals.

„Gottes Hand spüren“

Zum Hamburger Kirchentag

Nach der Aufstandsbewegung in der Ostzone ist wieder Trauer in manches deutsche Haus eingezogen. lähmende Angst und Zweifel an Gottes Gerechtigkeit haben manchen Menschen ergriffen, dessen Bild von der nächsten Zukunft unter den russischen Panzern zerbrach. Aber daneben kamen und kommen auch immer wieder andere Stimmen über die Grenze, die nicht verzagt klingen, sondern bei allem Schweren eine feste Zuversicht ausdrücken. Wie sagte der einzige Abgesandte der Jungen Gemeinde, der in diesen Tagen ein Grußwort an das Bundesfest des Westdeutschen Jungmännerbundes in Dortmund richten konnte? „Wir haben Gottes Hand gespürt. Hört nicht auf, für uns zu beten!“

Besser als mit diesen Worten, aus denen die vielen Tausende in der Westfalenhalle noch das Erleben der erschütternden Vorgänge in der Ostzone spürten, läßt sich die Losung des Hamburger Kirchentages nicht umschreiben. „Werft Euer Vertrauen nicht weg“, so hat der Verfasser des Hebräerbriefes vor fast zweitausend Jahren einer kleinen judenchristlichen Gemeinde im spätrömischen Reich zugerufen. Sie hatte öffentliche Schmähungen, Gefangenschaft und Verlust der äußeren Habe erlitten und bedurfte daher des Zuspruchs. Ihre politische Umwelt war durch einen heidnischen Staatskult verdunkelt, vor dem der „gewöhnliche Sterbliche“ keinen Anspruch auf Freiheit besaß. So werden die Christen damals für den Ruf zum Vertrauen besonders dankbar gewesen sein und den Segen erfahren haben, der darin beschlossen liegt. Wurden sie doch nicht auf einen anderen Cäsaren als den gerade herrschenden oder auf einen politischen Systemwechsel vertröstet, sondern auf die Liebe und Gnade des dreieinigen Gottes verwiesen als einzigen Halt in den Stürmen der Zeit.

Wenn der Hamburger Kirchentag diesen Ruf aufnimmt, der auch in der Losung des laufenden Kirchenjahres erklingt, so geschieht

Wir sind anders geworden, so ohne Glauben und Vertrauen, dafür aber Menschen mit vielen Rechenkünsten. Und weil wir anders sind und nicht mehr aus Gottes Hand in unseren Mund leben, darum ist die Arbeit zum Raffen geworden und der Sonntag verloren seinen Frieden. Von einem alten Bauern wird erzählt, daß er an einem strahlenden Sonntag in die Kirche ging und dann vor seinem Haus saß, als alle anderen nach längerer Regenzeit hinausfahren auf die Äcker. Sie hielten ihn für einen Narren und schlechten Rechner und lachten ihn aus, als es am Montag wieder regnete. Er aber blieb ruhig und still bei seiner Antwort: „Was der Sonntag erwirbt, der Werktag verdirbt!“ Er war des Segens gewiß, weil er glaubte und nicht rechnete. Im Glauben konnte er arbeiten, im Glauben verstand er, den Sonntag zu halten.

Gott will uns dienen, indem er uns am Sonntag ruhen heißt und sein Wort an uns austeilt. Nicht weit von uns sind die Zeiten und die Länder, die den Tag des Herrn verschmähten und die Türen der Gotteshäuser schlossen. Wir haben das Gebot Gottes und sein offenes Haus, drum gilt's für uns aufs neue: Gib der Seele den Sonntag, gib dem Sonntag die Seele!

Vic. Manfred Wallach

das im Wissen, daß die Krise der Gegenwart ihre tiefste Ursache in der Entfremdung von Gott hat. Lebt nicht weithin die heutige Menschheit so, als hätte der Titel eines vor nicht langer Zeit erschienenen Buches recht: „Gottes Thron steht leer“? Wo aber der Glaube an Gottes Allmacht und seine Gebote nicht mehr lebendig ist, können auch die Beziehungen von Mensch zu Mensch nicht in Ordnung sein. Da greift dann das Mißtrauen wie eine böse Krankheit um sich, und es wirkt bis in das kirchliche Leben hinein. Viele bedenkliche Vorgänge, die dem Pfarrer, dem Richter und dem Arzt, aber auch dem einsichtigen Politiker aus täglichen Erfahrungen bekannt sind, lassen sich eben auf diesen Mangel an Vertrauen zurückführen. Heilende und ordnende Kraft kann jedoch nur an der Quelle des einzigen Heils gefunden werden. Und so bestimmen mit gutem Recht Gottesdienste und Abendmahlsfeiern, Morgensegen und Bibelarbeit den Rhythmus des Kirchentages; das wird in Hamburg nicht anders sein als auf den bisherigen Kirchentagen.

Damit verliert das Bemühen der sieben Arbeitsgruppen um Klärung drängender Lebensprobleme nicht an Bedeutung, sondern im Gegenteil, es gewinnt erst seine wahre Berechtigung. Die Anforderungen an die Teilnehmer dürfen freilich nicht gering sein. Schon daß die Unterthemen zumeist als Fragen formuliert sind, spricht für die Absicht, jeden zum Mitdenken anzuregen und keine fertigen Rezepte zu bieten. Auch sollen sich die Aussprachen über die Hauptreferate, denen bisher oft Tausende beiwohnten, in kleineren Gruppen vollziehen. Ebenso sollen die Zehntausende, die erst in den letzten beiden Tagen zum Kirchentag kommen, durch Kurzreferate stärker als bisher mit den einzelnen Arbeitsergebnissen bekanntgemacht werden. So ist alles darauf eingestellt, aus dem Verlauf der bisherigen Kirchentage die Nutzenwendung zu ziehen und, soweit das in menschlicher Macht steht, die Tage in Hamburg möglichst fruchtbar zu gestalten.

Ein inniger Wunsch geht im Blick auf Hamburg durch die ganze evangelische Christenheit Deutschlands: Daß die Zonengrenze den Zustrom aus den Gemeinden von drüben nicht aufhalten möge! Es war schon schmerzhaft genug, daß bei den vorbereitenden Besprechungen der gegenseitige Austausch von Ost und West behindert war. Um so notwendiger ist es, daß in Hamburg die Fragen und Antworten der Brüder und Schwestern aus der Ostzone durch ihre Sprecher — von denen mancher noch nicht die Freiheit wiedererlangt hat! — im ganzen Verlauf des Kirchentags zu Gehör kommen. Wenn die DDR-Regierung es mit ihrem Kurs einer Entspannung zwischen Kirche und Staat ernst nimmt, wird sie auch dazu die äußere Möglichkeit geben und die Zusage einlösen müssen, auf die man beim Stuttgarter Kirchentag vergeblich gewartet hatte.

Die Fürbitte aber, um die der Abgesandte der Jungen Gemeinde in der Dortmunder Westfalenhalle gebeten hat, kann nur vom Vertrauen zu Gott getragen sein. Möge seine gnädige Hand die wieder zusammenführen, die er in einer langen Geschichte zu einer Gemeinschaft des Volkes und des evangelischen Glaubens erwachen ließ. E. R.

Bischof Dibelius an die vier hohen Kommissare

Bischof D. Dr. Dibelius richtete am 20. im Namen der Kirchenleitung an die vier Hohen Kommissare den Appell, die Wiedervereinigung Deutschlands zu verwirklichen. Die Schreiben haben folgenden Wortlaut:

„Sehr verehrter Herr Hoher Kommissar! In diesen Tagen werden die Hohen Kommissare der vier Besatzungsmächte alle vier Mauern unserer Stadt Berlin verlassen. Ich gebe mir den Anlaß, in Übereinkunft mit der evangelischen Kirchenleitung Berlin und sämtlichen Kirchenleitungen im Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik mit folgender Bitte an Sie heranzutreten:

Die Evangelische Kirche in Deutschland hat wieder und wieder ihrem dringenden Wunsch nach baldiger Wiedervereinigung ihres Vaterlandes Ausdruck gegeben, zwar nicht aus politischen Gründen — das Politische liegt jenseits ihres Verantwortungsbereiches — sondern um der Menschen willen, für deren inneres und sittliches Leben sie eine Verantwortung trägt. Die Ereignisse der letzten Tage haben gezeigt, wie ernst und groß diese letzteren Gründe sind. Man kann das deutsche Volk wie das deutsche Land durch die Aufspaltung in zwei Hälften zerreißend und unheilvoll unangeseht weiter vorwärts ohne daß viele Menschen schließlich inneren Verzweiflung zum Opfer fallen müßte ernstlich befürchtet werden, daß diese Lage wiederholen und schließlich zu einem totalen Chaos führen. Mit militärischer Gewalt allein ist dagegen nichts auszurichten. Es muß dem berechtigten Verlangen der Bevölkerung endlich Rechnung getragen werden.

Aus diesem Grunde richten wir die folgende Bitte an die Hohen Kommissare, die jetzigen gemeinsamen Aufenthalt in Berlin nicht vorübergehen zu lassen, ohne eine Entscheidung für die Wiedervereinigung Deutschlands getan zu haben.

Das deutsche Volk hat seinen Willen zur Wiedervereinigung mit unüberbietbarer Mütigkeit zum Ausdruck gebracht. Es ist auch in allen seinen Parteien freudig bereit, an der Verwirklichung dieses Wunsches praktisch mitzuarbeiten. Daß die Verwirklichung zustande kommen kann, hängt von der Entscheidung der Besatzungsmächte ab. Wir bitten die Hohen Kommissare der besonderen Bedeutung der vorliegenden Stunde bewußt zu sein und die Ereignisse der letzten Tage die Antwort zu geben. Lassen sie dieses erfüllte Berlin zu einer Stätte werden, der ein neuer Geist ausgeht im Werk der Menschen und der Völker zueinander. Geben Sie der Welt die Hoffnung, die im Leiden der vergangenen Jahre nicht aufgegeben sind und daß ein Weg zur Wiedervereinigung offen steht. Machen Sie im nächsten Anfang dazu, daß die Wiedervereinigung Deutschlands endlich verwirklicht werde.

In aufrichtiger Erwartung
gez. Dibelius.

Vom Kirchenbund zur Evang. Kirche in Deutschland

Von Bischof D. Dr. Dibelius

Am 10. Juli sind fünf Jahre vergangen, seitdem auf dem Eisenacher Kirchentag das kirchliche Einigungswort nach jahrelangen Mühen zum Abbruch gebracht wurde und durch die Verabschiedung einer Grundordnung die Evangelische Kirche in Deutschland ins Leben trat. Ihr gehören, nachdem auch Bremen kürzlich seinen Beitritt vollzogen hat, alle Landeskirchen in Deutschland an. Vorläufer der EKD war der Deutsche Evangelische Kirchenbund, der vor drei Jahrzehnten, am Himmelfahrtstag 1922, in der Wittenberger Schloßkirche über den Gräbern von Luther und Melancthon geschlossen wurde. Aber den Weg, der von Wittenberg bis in die Gegenwart führt, berichtet im folgenden Bischof D. Dibelius.

In der Schloßkirche zu Wittenberg wurde vor über 30 Jahren der Deutsche Evangelische Kirchenbund begründet. Große und grundlegende Bedeutung hatte der festliche Akt der Unterzeichnung der Bundesurkunde zum Deutschen Evangelischen Kirchenbund für die evangelischen Kirchen in Deutschland. Endlich war man einig, und die Weisheit des Berliner Oberkirchenrates hatte dafür gesorgt, daß diese Einheit nicht nur auf dem Papier bliebe. Er hatte dem neuen Kirchenbund die gesamte Fürsorge für die evangelischen Gemeinden im Ausland übergeben. Diese Aufgabe war das feste Band, das die Landeskirchen zusammenhielt und auch die schweren Erschütterungen der nationalsozialistischen Zeit überdauerte.

Die kirchlichen Angelegenheiten waren nicht Aufgabe des Reiches geworden, sondern Sache der einzelnen Länder geblieben. Aber es erwies sich nun doch, daß auch auf diesem Gebiet das Reich nicht auf die Dauer nur Zuschauer bleiben konnte. Das Reich wollte den Ländern Richtlinien und Änderungen für die kirchlichen Angelegenheiten geben. Aber auch für anderes, woran die Kirche ein

brennendes Interesse nahm, für die Fragen des Eherechts, der Schule und anderes mehr. So wurde es für die einzelnen Landeskirchen von Jahr zu Jahr wichtiger, in Berlin eine gemeinsame Stelle zu haben, die über alles dies die Verhandlungen mit der Regierung führte.

Dazu kam, daß sich in diesen Jahren das entwickelte, was wir die ökumenische Bewegung zu nennen pflegen. Im Jahre 1925 fand auf die Initiative des schwedischen Erzbischofs Söderblom hin die erste kirchliche Weltkonferenz in Stockholm statt. Und aus der Weltkonferenz ging ein Institut in Genf hervor, das sozusagen den ökumenischen Topf am Kochen halten sollte. Hier war es der deutsche Kirchenbund, der mit seinen Beiträgen und seiner persönlichen Mitarbeit dem Ganzen ein festes Rückgrat gab. Mit jedem Jahr wurde der Kirchenbund wichtiger.

Danach kam der Nationalsozialismus an die Macht. Teht sollte alles einheitlich werden! Auch die Kirche! Aus dem Kirchenbund müsse eine geschlossene Reichskirche werden.

Nun waren es zwar gerade die evangelischen Kirchenleitungen, die der ganzen nationalsozialistischen Bewegung mit erheblicher Reserve gegenüberstanden. Aber der Druck der öffentlichen Meinung war so stark, daß man glaubte, nicht einfach Nein sagen zu können.

So ging man denn daran, eine Verfassung zu machen. Ein Reichsbischof sollte an der Spitze des Ganzen stehen und sollte alles zusammenfassen. Wer aber sollte Reichsbischof werden? Die Deutschen Christen verlangten kläglich: Das könne nur ein überzeugter Gefolgsmann Adolf Hitlers sein! Die Leitungen dagegen blickten auf Pastor Friedrich von Bodelschwingh als den vollstimmlichsten Mann der Kirche.

Es kam zu der unvergeßlichen Sitzung der Landeskirchenleitungen in Berlin im Früh-

jahr 1933. Der Wehrkreispfarrer Ludwig Müller hielt eine leidenschaftliche Wahlrede für sich selber. Er sei der Vertrauensmann Adolf Hitlers. Er allein könne die Kirche durch diese bewegten Zeiten hindurchsteuern! Als er abtrat, gab es einen Augenblick der Stille. Dann nahm ich selbst das Wort: Nunmehr könne es keinen Zweifel mehr geben — die Wahl müsse auf Bodelschwingh fallen! Dem schloß sich die erdrückende Mehrheit der Anwesenden an. Bodelschwingh wurde proklamiert. — Am selben Abend hielt Müller am Rundfunk eine Rede, in der er den Kampf ansagte. In Landgerichtsrat August Jäger erwuchs ihm ein rücksichtsloser Helfer. Er ließ sich zum Staatskommissar für die Kirche ernennen, setzte Generalsuperintendenten ab, löste den Oberkirchenrat auf und versuchte, eine Landeskirche nach der andern unter die Botmäßigkeit Ludwig Müllers zu bringen. Bodelschwingh trat zurück. Die meisten Landeskirchen wichen der Gewalt. Aber als nun Ludwig Müller auch nach Süddeutschland hineinging, stieß er auf den erbitterten Widerstand der Gemeinden. Während die Landesbischöfe Meiser und Wurm unter polizeilicher Bewachung im Hausarrest saßen, brachten ihnen die bayerischen und württembergischen Gemeinden eine Huldigung nach der andern dar. Die fränkischen Bauern erklärten, daß sie zu keiner Parteiveranstaltung mehr kämen, solange ihr Landesbischof gefangen sei. Schließlich fuhr der Reichsleiter Julius Streicher zu Hitler nach Berlin und erklärte ihm, die ganze Partei sei in Gefahr, wenn diesem Kampf nicht ein Ende gemacht würde.

Diesem Druck fügte sich Adolf Hitler. Es war das einzige Mal, daß er vor dem Druck der Bevölkerung zurückwich. Er setzte die Bischöfe wieder in Freiheit. August Jäger wurde entlassen. Ludwig Müller mußte sich zurückziehen. Eine neue Periode des Kirchenkampfes begann. Es wurden Vermittlungsversuche gemacht, doch blieb es beim Kampf. Martin Niemöller kam ins Konzentrationslager, ebenso Propst Grüber und mancher andere. Viele wanderten für kürzere oder längere Zeit ins Gefängnis. Es war die Bekennende Kirche, die sich damals bildete, die die Fahne des Evangeliums hochhielt und die Unabhängigkeit der Kirche von aller staatlichen Bevormundung durchexerzierte.

Der Zusammenbruch von 1945 brachte der Kirche die Befreiung. Der Kirchenbund war zerfallen. Neues wurde 1945 in Trenja geschaffen. Man sagte jetzt nicht mehr „Kirchenbund“, sondern „Evangelische Kirche in Deutschland“, denn man wollte die Einheit der evangelischen Christenheit härter betont wissen.

An der Spitze der Evangelischen Kirche in Deutschland steht jetzt ein Rat, der aus zwölf Mitglieder besteht. Der Vorsitzende wird für sechs Jahre von der Synode gewählt. Zunächst war es unser alter, allseits verehrter Landesbischof D. Wurm, der als Fünfundachtzigjähriger vor einigen Monaten entschlafen ist. Dann hat man für sechs Jahre den Vorsitz an den Bischof von Berlin gegeben, nicht zuletzt, um auszudrücken, daß der Osten Deutschlands gleichberechtigt neben dem Westen steht.

Möchte die Einheit der Evangelischen Kirche eine Vorbereitung sein zur Wiedererlangung der Einheit unseres deutschen Vaterlandes und möchte Gott dazu seinen Segen geben.



Bischof D. Dr. Dibelius, Dr. Rehm, Programmdirektor des Südd. Rundfunks, Dr. Scheuermann, Schriftleiter des württ. Sonntagsblattes, Helmut Viber, Leiter des Kirchenfunks. (Aufgenommen anl. des Besuches v. Bischof D. Dr. Dibelius in den Räumen des Südd. Rf. in Stuttgart)

AMT UND DIENST

Zu den bevorstehenden Wahlen der Kirchenältesten.

In diesem und dem nächsten Monat finden allenthalben in den Gemeinden unseres badischen Landes die Wahlen der Kirchenältesten statt. Es ist vielleicht noch nicht allen Gemeindegliedern bekannt, daß diejenigen, die zum Ältestenamte vorgeschlagen werden, sich vor ihrer Wahl schriftlich bereit erklären müssen, das Ältestengelübde abzulegen. Das Ältestengelübde hat folgenden Wortlaut:

„Ich bin bereit, das Ältestenamte in dieser Gemeinde zu übernehmen, wie es die Ordnung unserer Kirche vorschreibt. Ich gelobe, dem Aufbau unserer Gemeinde zu dienen im alleinigen Gehorsam gegen das Wort Gottes Alten und Neuen Testaments nach den Bekenntnissen unserer Landeskirche und der theologischen Erklärung der Bekenntnissynode von Barmen.

Ich gelobe, durch rege Teilnahme am Leben der Gemeinde, insbesondere an den Gottesdiensten und am heiligen Abendmahl, und durch ein christliches Familien- und Berufsleben der Gemeinde ein gutes Beispiel zu geben.

Ich gelobe, die mir zugewiesenen Dienste in unserer Gemeinde nach Kräften zu erfüllen.“

Dieses Ältestengelübde gibt zusammen mit den entsprechenden Bestimmungen der kirchlichen Wahlordnung eine deutliche Vorstellung davon, wie ein rechter Ältester beschaffen sein muß und was die Gemeinde von ihm verlangen kann:

1. Ein rechter Kirchenältester muß einen guten Leumund besitzen. Was von dem Träger jedes bürgerlichen Amtes verlangt werden muß, daß er ehrlich, aufrichtig, anständig und unbestechlich ist, gilt vom Amt des Kirchenältesten erst recht. Ein Hansdampf in allen Gassen oder ein Schönredner, der bei allem, was er tut, mit einem Ohr auf das Gerede der Leute hört, ist als Kirchenältester ungeeignet; von dieser Art will man ja auch niemand auf den Rathhäusern haben.

2. Ein rechter Kirchenältester muß wissen, was Kirche und christliche Gemeinde ist. „Dabei aber soll man die christliche Gemeinde gewißlich erkennen, wo das lautere Evangelium gepredigt wird“, sagt Luther. Unsere evangelische Kirche, welche den Ältesten zu seinem Amte verpflichtet, ist eine Kirche des Wortes Gottes. Der Älteste ist ein Diener seiner Kirche; es muß mit Recht von ihm verlangt werden, daß er sich niemals in seinem Ältestenamte als Vertreter der Gemeinschaft, des Männerkreises, des Kirchenchores oder des Vereins betätigt, denen er angehört und auch weiterhin angehören soll, sondern allein als Ältester der gesamten Kirchengemeinde. Er hat im Kirchengemeinderat keine Interessen, auch keine „frommen“ Interessen zu vertreten, sondern allein die Aufgaben zu erfüllen, die ihm als Ältesten übertragen sind, niemals aber nach Luthers Wort „unter christlicher Gemeine Namen Menschen menschlich Handeln vornehmen, wie allezeit die Unchristen gewohnt sind“.

3. Ein rechter Kirchenältester muß sich der Ordnung unserer Kirche verpflichtet wissen. Denn die Ordnung dieser Kirche zu wahren, das hat er ja auch versprochen. Dazu gehört auch die Unterstützung des Pfarrers, wenn dieser einmal gezwungen ist, Kirchen-

zucht zu üben; weiter die Überwachung der Christenlehre und ihres Besuches, für die der Pfarrer sehr dankbar ist; ferner ein offenes, nur am Wort Gottes ausgerichtetes, mutiges Verständnis bei der notwendigen Einführung des Evangelischen Kirchengesangbuches, die nicht auf den St. Nimmerleinstag verschoben werden kann, und nicht zuletzt ein Aufgeschlossenheit für die von der Landesynode empfohlene erweiterte Liturgie.

4. Ein rechter Kirchenältester muß ein lebendiges Glied unserer Gemeinde sein. Der Besuch des Gottesdienstes, die Teilnahme

also sein; sondern unter den Christen jeglicher des Andern Richter, und wie auch dem Andern unterworfen.“ In Geiste sollen Pfarrer und Älteste jubeln und arbeiten.

Gewiß läßt sich die Vorstellung, welche die Gemeinde vom Ältesten haben soll, ergänzen; das Wichtigste und Wesentlichste aber doch zum Ausdruck gebracht. Wer achtet, wird nicht im Zweifel darüber, wem er bei der Ältestenwahl seine Stimme geben soll. Er wird dann die rechten treffen und sich weder durch verwandliche Rücksichten noch durch persönliche Gunst beirren lassen.

Nun haben aber auch die Ältesten das Recht, sich die Gemeinde, der sie dienen, dem Willen Gottes vorzustellen. Die Gemeinde weiß sich aus nach der Schrift damit nach Gottes Wort. Da mag es weithin zugehen, wie Luther sagt: „Das Evangelium nicht gehet und Menschen nicht regieren, da sind nicht Christen, sondern Heiden. Doch die Seele des Menschen ist ein ewig Ding, über alles, was zeitlich ist, muß sie nur mit ewigem Wort regiert gefaßt sein.“ Aber in unserer Volksgemeinde der Dienst der Kirchenältesten auch gerade denen, die Luther als „eitel“ bezeichnet. Mögen sie auch zu tun haben solchen, die „öffentlich überführt sind, sie abtrünnige Christen heißen, die das Wort nicht allein verleugnen, sondern auch dawider setzen und handeln“, so sie nie vergessen, daß sie gewählt worden von jenen andern, die erklärt haben, im Gehorsam gegen den alleinigen Herr der Kirche Jesus Christus ihre Wahl zu wollen.

Darum wird ein Kirchenältester, der das Ältestengelübde abzulegen bereit ist, allem, was er tut, dem Herrn der Kirche verpflichtet wissen. Er ist im Kirchengemeinderat kein Parteien- und Interessent, sondern ein Diener Jesu Christi. Ein gutes Beispiel, zu dem er sich verpflichtet kann er nicht aus eigener Kraft geben; braucht die Hilfe Gottes in dem, was er in seinem Amte. Er bedarf aber auch Hilfe Gottes in dem, was er tut: in dem Dienst. Sein Amt ist ein Amt der Kirche; sein Dienst gilt der Gemeinde. Der Pfarrer das gleiche zu sagen ist, so wird der Kirchenälteste zum berufenen Helfer und Freund des Pfarrers. Der wünscht sich Kirchenälteste keine Tasager und Kapitulanten, sondern solche aufrechten Männer und Frauen, die ohne Menschenfurcht aber mit Gottesfurcht und Gebetsinn als rechte Diener Jesu Christi sprechen, handeln, raten und dienen.

Möge der Herr der Kirche vielen Gemeinden unserer Landeskirche solche Ältesten schenken, die als Diener der Gemeinde Verantwortung vor Gott wohl kennen und mit der Kraft des Heiligen Geistes demütig ihre Pflichten erfüllen. Von denen, zusammen mit ihrem Pfarrer das Apostelwort gilt: „Denn wir sind wie die vielen, die das Wort Gottes fälschen; sondern als aus Lauterkeit redend aus Gott reden wir von Gott in Christus.“ (2. Kor. 2, 17).

Ihr
werdet
erfahren,
daß ICH
der Herr
bin

HES. 20/44

Monatspruch für Juli

am heiligen Abendmahl und zuhause ein christliches Familienleben mit Hausandacht und Gebet muß ihm eine liebe Übung werden; denn „die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nützlich“ (1. Tim. 4, 8), auch zum Dienst des Kirchenältesten.

5. Ein rechter Kirchenältester muß auch in seinem Berufsleben der Gemeinde ein gutes Beispiel geben. Zum Lob unserer Ältesten kann gesagt werden, daß sie in ihrer überwältigenden Mehrheit nicht erst seit dem 21. Juni 1948 redliche und gottesfürchtige Menschen sind. Doch muß jeder Älteste beachten, daß er im Mittelpunkt der besonderen Aufmerksamkeit der Gemeinde steht; deshalb dürfen bei ihm Glaube und Leben nicht miteinander im Widerspruch stehen.

6. Ein rechter Kirchenältester ist der erste Mitarbeiter des Pfarrers. Er ist diesem nicht unterstellt sondern beigeordnet. Auf seine gute Zusammenarbeit mit dem Pfarrer kommt alles an, und umgekehrt. „In der Welt gebieten die Herren was sie wollen“, sagt Luther, „und die Untertanen nehmen es auf. Aber unter euch, spricht Christus, solls nicht



Eine Dorfgeschichte von Ernst Decker — Zeichnungen von Conrad Kayser, Sasbachwalden

Wo die alten Eichen rauschen

jeht dumpf und schwer. „Was ist mit den Leuten? Vielleicht werde ich sie mal besuchen.“

„Jaja!“ Der Lips spuckt kräftig aus, klopft dann sein Pfeisfen aus und schiebt es in die Zigarettasche. „Ja, der Hanneswelm lebt noch, und seine Frau auch. Aber in die Schmied' kann der Alte nicht mehr. Das macht der Heinrich.“

„So, der Heinrich. Das ist der Sohn?“

„Ja, der Sohn.“

„Es war aber doch noch ein Sohn da?“

„Freilich, freilich. So, das wißt'r auch? Ja, der Hannes. War auch ein prächtiger Bursch. S'ist schad um den.“

„Warum?“ Eigenartig ist die Stimme des Fremden. „Ist der gestorben?“

Der Lips zuckt die Achseln. „Man weiß es nicht, aber es ist wohl anzunehmen. Ich will Euch die Geschichte erzählen. Ist eine traurige Geschichte.“

Der Fremde wendet dem Lips jetzt sein Gesicht zu, das allerdings in der Dämmerung und unter dem breiten Rand des Hutes nicht zu erkennen ist. Dann sagt er, wieder mit einer schweren, langsamen Stimme:

„Ja, erzählt mir. Aber zuvor habe ich eine Frage. Ist der Heinrich verheiratet?“

Der Lips schüttelt den Kopf. „Nein.“ Da löst sich aus der Brust des anderen ein tiefer Atemzug, der wie ein Seufzer klingt, und dann sagt er: „Soso. Also nicht verheiratet? Aber, nun könnt Ihr mir erzählen, was für eine Geschichte das ist mit der Familie. Ich bin gespannt darauf. Vielleicht ist das gut, wenn man die Leute besuchen will, daß

man ein wenig Bescheid weiß.“

„Ja“, sagt der Lips, „ich will es Euch erzählen. Vielleicht bin ich sogar der Nächste dazu, wenn man die Geschichte erzählen soll. Wir sind nämlich Nachbarn, der Hanneswelm und ich. Unsere Gärten stoßen zusammen, wenn auch die Häuser noch ein End voneinander liegen. Und hinter unseren Gärten liegt ein Stück Wüstung, und darauf stehen die

beiden, alten Eichen. Seht'r, die Geschichte kann man eigentlich nicht erzählen, ohne an die alten Eichen zu denken. Was sind das für herrliche Bäume. Hinter den dicken, knorrigen Stämmen konnte man sich so gut verstecken. Und erst in den Ästen da droben, wie konnte man da klettern bis in die höchste Höhe hinauf, und dann konnte man die ganze Welt sehen, weit über den Höllentopf hin. Der Hanneswelm und ich, wie oft haben wir in den alten Eichen geessen und hingehaut über die Erde, die ein Ende nimmt da droben, wo die hohe Heide in den Himmel steigt. So kannten wir uns von Jugend auf. Und in dem Haus unter den alten Eichen bin ich als Kind des Nachbarhauses aus- und eingegangen, als wärs mein Elternhaus.“

Um den Weg der beiden Wanderer wird es immer dunkler. Eine stille, verträumte Waldwiese schiebt sich jetzt an ihren Weg heran. Am jenseitigen Rand dieser Wiese stehen einige Rehe, die heben den Kopf und sichern herüber. Dann äßen sie ruhig weiter. Sie scheinen zu spüren, daß ihnen von den beiden Männern da drüben, die langsam und unter ruhigem Gespräch bergwärts wandern, keine Gefahr droht.

Der Schneiderlips hebt sein Stoffpaket von

Erdhausen, sitzt da auf einem Stein am Weg ein Mensch. Ein Mann ist's, der einen Wanderstock neben sich im Gras liegen hat, einen breitrandigen Hut hält er in der Hand, und das schmale Gesicht, gebräunt von der Sonne und von einem dunklen Bart umrahmt, sieht müde und abgesehen aus. Als der Lips jetzt näher kommt, sieht er, daß der Mann nur einen Arm hat. Der linke Rockärmel ist leer.

Der Lips bleibt vor dem Fremden stehen. „n' Abend. Na, auch noch so spät unterwegs? Wollt'r hinauf oder hinunter?“

Der Fremde macht mit der Hand eine müde Bewegung nach der Höhe zu.



„Schön. Dann hätten wir ja gemeinsamen Weg. Wo soll's hingehen? Nach Heideroth? Oder Bergheister, Hedenrod, Dornhagen?“

„Hm.“, brummt der andere und setzt seinen Hut auf. „Gehen wir“ sagt er. Damit steht er auf, nimmt den Stock und beginnt langsam bergan zu steigen. Der Lips macht sich an seine Seite, blidt ihn verstohlen an und schüttelt den Kopf. Er kennt den Mann nicht, aber vielleicht bringt er etwas aus ihm heraus, wenn sie nun gemeinsamen Wanderweg haben durch die steinerne Struht und über die hohe Heide.

So wandern sie denn schweigend nebeneinander her, bis der Fremde sich dem Lips zuwendet: „Ihr wollt gewiß nach Heideroth?“

„Ja. Ich wohne dort, bin Schneider und hab mir einen Stoff geholt für einen neuen Anzug.“

„Soso. Hm!“ Wieder schweigt der andere und erst nach einer Weile holt er einen tiefen Atemzug und fragt dann: „Lebt denn der Schmied Hanneswelm noch? Den habe ich früher gekannt.“

„Lebt noch“, nickt der Lips. „So, den habt Ihr gekannt? Ja, dann kenn't gewiß auch die Verhältnisse in dem Haus?“

„Nein.“ Die Stimme des Fremden klingt

Auf der Straße, die aus dem Dilltal hinaufführt ins hohe Land des Westerwaldes, wandert der Schneiderphilipp von Heideroth heimzu. Der Alte ist mit sich und der Welt zufrieden. Er hat in der Stadt einen feinen Lodenstoff billig gekauft, daraus wird er dem Theisebauern einen bestellten Anzug machen, und dabel ein gut Stück Geld verdienen. Eigentlich hat er ja das Arbeiten gar nicht mehr nötig. Seine Landwirtschaft, die er neben dem Dorfschneiderhandwerk betriebe hat, hat er an den Sohn abgegeben. Als Auswärtler bewohnt er zwei Stuben im Haus, die Kinder sind gut zu ihm, er hat sein gutes Essen und Trinken und kann es sich auf seine alten Tage nicht besser wünschen. Also, er könnte wirklich sich jetzt einen guten Tag machen und hätte das krumme Sitzen auf dem Schneidertisch gar nicht mehr vonnöten. Aber, der Lips arbeitet gern. So mit untergeschlagenen Beinen auf dem Tisch am Fenster sitzen, die Nadel sinken lassen, dazu über den Brillenrand hinausbliden auf die Dorfstraße, wer da kommt und geht, und was da alles passiert, das macht ihm nun einmal Freude.

Der Theise Theodor ist zu ihm gekommen und hat sich einen Anzug anmessen lassen. Aus einem dicken und festen Loden sollte er sein, damit er den Theodor aushält, und gut gemacht, weit und bequem, so hat es der Theisebauer gern. Und eine Anzahlung von zwanzig Mark hat er auch gerade hingelegt auf den Schneidertisch. So hat der Lips sich auf den Weg gemacht, ist am Mittag hinübergemandert über den Höllentopf nach der Stadt im Dilltal, hat den Stoff beim Händler billig erstanden, hat sich im „Hidengrund“ einen guten Kaffee mit Weid und warmer Fleischwurst geleistet und dann den Weg wieder unter die Föhre genommen. Das Paket mit dem Stoff baumelt am Stockgriff über der Schulter auf dem Rücken. Die kleine Tonpfeife, sein „Ähre Kleebehe“, brennt mit gutem Tabak. Der Lips raucht mit Behagen und wandert langsam bergan. Dazu ist ein herrlicher Frühlingsabend. In den Schlehenheden am Weg lärmen die Sperlinge, irgendwo ertönt das leise, melodische Lied einer Amsel. Eine warme und linde Luft weht von den Wäldern herüber. Es will schon langsam dämmerig werden. Durch den Wald und droben am Höllentopf wirds dann schon langsam finster sein. Aber das beschwert den Lips durchaus nicht. Er ist den Weg schon zur tiefsten Nachstunde gegangen. Durcht kennt er nicht, und auch im Dunkeln wandert er gerne durch Wald und Heide.

Als er an die Wegkreuzung kommt, links geht es nach Heidemühlen und rechts nach

einer Schulter auf die andere. Da sagt der Fremde: „Ich würde Euch das Paket gerne abnehmen. Aber Ihr seht ja, ich bin nur noch ein halber Mensch. Auch habe ich einen weiten Weg hinter mir und bin müde — sehr müde.“

„Macht Euch keine Sorgen, ich kanns noch tragen. Es ist nicht so schwer. Und hört weiter. Die Eltern von Schmitz Hanneswelm standen sich gut. Der Vater hatte sein Leben lang geparkt und gearbeitet. Als er starb, hinterließ er seinem einzigen Sohn ein gutes Vermögen, Geld auf der Sparkasse und in der Tischkublade noch an die zwöfshundert Mark in bar, von Viehhandel und Getreideüberschuss zusammengespart. Als der Hanneswelm das Erbe antrat, legte er das Geld gut an, baute neu auf, stellte mehr und besseres Vieh in den Stall und kaufte Land zu. Die Bauern von Heideroth lobten seine Tatkraft und richteten sich in manchem nach ihm.

Aber, der Hanneswelm hatte vom Vater auch ein übles Erbe angetreten. Hart und zäh und starr, so wie das Holz der beiden Eichen hinterm Haus war sein Sinn. Wenn er etwas gepackt hatte, mußte es durch, und wenn es mit dem Kopf durch die Wand ging. So war es auch bei seiner Heirat. Er hätte in Heideroth und überhaupt auf dem Westerwald an jede Tür anklopfen können, hinter der eine heiratsfähige Tochter wohnte, und es waren viele da, die darauf warteten. Er aber wollte eine Besondere haben. So wurde er zweiunddreißig Jahre alt, als er die einzige Tochter eines reichen Mannes aus dem Distal heiratete. Es war eine Besondere, denn man munkelte von ihr, daß zwei Männer durch sie unglücklich geworden seien. Der eine sei nach Amerika ausgewandert, weil sie seine Werbung ausgeschlagen habe, und der andere habe aus dem gleichen Grunde sein ganzes Vermögen verjubelt und sei an den Bettelstab gekommen. Der Hanneswelm aber hatte sich nicht aus dem Feld schlagen lassen, ich meine, es hätte ein Unglück gegeben, wenn er die Frau nicht bekommen hätte.

Und er bekam eine tüchtige Frau, häuslich und sauber, eine schöne Frau, das ist wahr. Wenn die Beiden am Sonntagmorgen nebeneinander in die Kirche gingen, es war ein Staat, wirklich. Wie gerne bin ich dazumal in dem Haus aus- und eingegangen.“

Der Fremde atmete schwer und bleibt stehen. „Wir wollen ein wenig langsamer gehen, wenn Ihr schlecht könnt“, sagt der Pisp. „Oder greift Euch die Geschichte an?“

„Weiter“, sagt der andere, und setzt seinen Weg fort.

„Ja, weiter. In die Kirche ging der Hanneswelm jeden Sonntagmorgen, im übrigen aber ließ er in Dingen des Christentums nicht in sich hineinschauen. Kirchgang und Nachtmahl gehörten zum festen Geleß seines Hauses. Der Pfarrer aber hat mir damals einmal gesagt, daß der Hanneswelm ihm Sorge mache. Er sei sehr selbstgerecht, von Ruhe und Belehrung wolle er nichts wissen.

So gingen die Jahre dahin, es wurden zwei Söhne geboren, und da der Älteste, der Heinrich, die Landwirtschaft übernehmen sollte, ging der Hannes, der Jüngste, in die Lehre und wurde Schmied. Was waren das zwei hübsche, kräftige Burschen. Gestalt und Gesicht hatten beide mehr von der Mutter, aber den starren Kopf und das jähe Gemüt, das hatten sie vom Vater. Ein böses Erbe!

(Fortsetzung folgt)

Nun jauchzt dem Herren, alle Welt!

In unserm Leben begegnen wir vielen Menschen, lernen sie kennen und können sie mit Namen nennen; aber nur von wenigen empfangen wir einen nachhaltigen oder gar unauslöschlichen Eindruck, den wir als Geschenk und Lebensgewinn buchen dürfen. Solchen Eindruck erhalten wir von eigenwüchigen und eigenständigen Menschen, die sich durch ihre markante Erscheinung und ihr eindruckvolles Gesicht, mehr aber noch durch ihr Wesen und ihren Charakter und ihre geprägte Persönlichkeit von der Masse abheben.

Ähnlich geht es uns mit den geistlichen Liedern; auch bei ihnen gibt es Masse und geprägte Eigenart. Gewinn und innere Bereicherung, Hinführung zum Wort und Anstoß zum Leben suchen wir bei der geprägten Eigenart. Darum will unser Gesangbuch keine Duzendware häufen, bei der man ein Lied immer durch mehrere andere ersetzen kann und von denen sich keines dem Herzen einprägt, weil jeder markante Zug, jede Besonderheit und Eigenart fehlt — es enthält vielmehr eine Fülle von „Liedpersönlichkeiten“, von Liedern eigener Art und Prägung, die sich klar voneinander abheben und sich leicht einprägen und von denen man keines entbehren möchte, weil jedes seine besondere Schönheit hat und seinen eigenen Klang zum Lobe Gottes herzuträgt.

„Nun jauchzt dem Herren, alle Welt“ gehört zu diesen hervorragenden Liedern. Es erhält seine Eigentümlichkeit vom Text her, denn es ist nach dem 100. Psalm gedichtet. Jeder, der mit dem Psalter vertraut ist, wird beim Lesen dieses Liedes den Klang des Psalmes im Ohr haben, denn es handelt sich hier um eine sehr getreue Übertragung; sein Stichwort ist ausgelassen, keine Aussage fehlt. Es ist reizvoll, diese Tatsache zu überprüfen, und man wird in Ehrfurcht den Hut ziehen vor den Männern, die darauf verzichtet haben, mit eigener Weisheit zu glänzen, sondern alle Mühe und alles Können darauf verwendet haben, den Psalm so wörtlich und vollkommen als nur möglich in Verszeilen umzugießen.

Strophe 2 geht über die Aussage des Psalmes hinaus: Wir sind nicht allein von Gott geschaffen, wir sind zu seiner Ehre erschaffen; welcher hohe Sinn unseres Lebens, welche hohe Verantwortung!

Volk Gottes, das galt ursprünglich nur für Israel; aber es verdankte diesen Vorzug nicht seiner Tüchtigkeit, sondern der Erwählung Gottes und seiner freien Gnade. Das gilt auch für uns, die wir getauft sind. Schafe seiner Weide, ein bildhafter Ausdruck für „Volk Gottes“; Christus als der gute Hirte tritt ins Blickfeld; die gute Weide, das ist sein heiliges Evangelium. Jedes Psalmgebet wird von alters her mit dem Gloria patri abgeschlossen, das mit Verneigung gesprochen wird, damit deutlich werde, daß hier kein Prolog vorgetragen oder eine Dichtung verlesen, sondern Gott ein Opfer dargebracht wird; darum schließt unser Lied, wie die meisten Psalmlieder, mit einer Gloria trophe.

Das Lied erhält seine Eigenart auch durch die Melodie, die alten Ursprungs und von hervorragender Sanglichkeit ist. Sie schwingt im Dreierhythmus, der in der Kirchenmusik oft als der Hinweis auf die göttliche Drei-



einigkeit verstanden sein will; sie Jubel erfüllt und will fliegend, strahlungen sein. Der 100. Psalm ist oft nicht vertont worden; Heinrich Schütz hat ihn doppelchörig für acht Stimmen hier ist er nicht minder gut vertont in einfachen, das Wort tragenden Chören damit die Gemeinde einhellig einsingen könne in den Jubel zu Gottes Ehre.

Unser Lied ist eine einzige Aufforderung und Einladung zum Lobe Gottes; wird es sich immer wieder als Einzugs anbieten an Stelle des alten Einzugs. Es ist geradezu ein Einzugslied, Schritt um Schritt gehen wir zu dem ein und ziehen fortschreitend von Strophe durch den Vorhof ins Heiligtum dort den dreieinigen Gott zu danken. Darum sollte man dieses Lied nie nur weise singen!

Das Lied ist dem Sonntag Jubilate ordnet, der seinen Namen hat vom Wort des 66. Psalmes, der an diesem tag gebetet wird: „Jauchzet Gott, alle Lob singet zu Ehren seinem Namen, ihn herrlich! Sprechet zu Gott: Wie bar sind deine Werke!“

Zuletzt erhält unser Lied seine Eigenwertigkeit durch ein einziges Wort, das in dieser Form nur eine deutsche Sprache geprägt wurde und Christen, vornehmlich aber allen gottliebenden Sängern, in Herz und Sinn gelassen soll:

Gott loben, das ist unser Amt!

Oberin Jarnad vom Burdhardtshaus ging am 6. Juli ihren 70. Geburtstag. Jubilarin blickt auf eine 53jährige Tätigkeit im Evangelischen Jungmädchenwerk dem sie 17jährig als Helferin von Johannes Burdhardt beitrug. Mit dem Bund Christlicher Junger Mädchen, in Vorstand sie bis heute ihren Sitz hat. Frau Jarnad 1910 anlässlich einer Welttagung in Berlin in Berührung. Gemeinsam mit Pastor D. Thiele baute sie 1926 die Bildungshütte für Jugend- und Gemeinshelferinnen, das „Seminar für Frauen dienste“, auf. Außerdem leitete sie die Bibelschule, den Burdhardtshaus-Beruf den Dienst der etwa 60 Mitarbeiterinnen den einzelnen Kirchengebieten. Nach dem zweiten Weltkrieg reiste sie 1947 im Auftrag des Weltbundes Christlicher Junger Frauen als erste deutsche Frau nach Japan und Frau Jarnad steht auch heute noch in weitreichenden und fruchtbaren Beziehungen zum Burdhardtshaus, das sich jetzt vor allem Betreuung von Ostzonenfuchlingen

Für unsere Kranken

Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Werke tun, aber am siebten Tage ist der Sabbath des Herrn, deines Gottes. Da sollst du keine Arbeit tun...
5. Mose 5, 13 und 14

Ist Ruhsland allein das Land ohne Sonntag? — Ist unsere sogenannte „christliche Welt“ in Dorf und Stadt nicht weithin eine Welt ohne Sonntag? Da aber ohne rechten Sonntag Menschen, Gemeinden und Völker erkranken, müssen wir um jeden Preis wieder lernen, den Sonntag zu feiern. Dazu brauchen wir Klarheit über drei Kernfragen:

Sind Arbeit und Ruhe in Deinem Leben schöpfungsgemäß verteilt?

Durch die Arbeit haben wir Anteil an Gottes Schöpferfreude. Das ist bei Weitem noch nicht in jedem Beruf der Fall, aber es kann und muß soweit kommen. Erst in krankten Tagen erkennen wir die Gnade, arbeiten zu dürfen. — Da aber Gott weiß, daß uns die Arbeit erschöpft, schenkt Er uns die Ruhe. Durch sie erhalten wir Anteil an schöpferischer Pause, die der Herr selbst nach seinem Schöpfungswert eingelegt hat. Wir Menschen, besonders wir Deutsche, kennen im allgemeinen nur das rastlose Schaffen ohne Pausen, bis wir krank zur Untätigkeit verurteilt sind. Er, der unsere Ermüdung kennt, der selbst im Schiff geschlafen hat, ruft uns zu: Ruhest ein wenig! — Dazu braucht man Zeit.

Wer ist Herr deiner Zeit?

Darauf antworten wir unwillkürlich „natürlich ich, wer denn sonst?“ — Die ganze Woche schulte ich. Am Sonntag bin ich frei, da kann ich machen, was ich will und bin niemand Rechenschaft schuldig. So macht sich der moderne Mensch seine eigenen Ordnungen und Pläne, die aber insgesamt zur Unordnung und zur Planlosigkeit führen. Die Rettung liegt in Psalm 91, 16: Keine Zeit liegt in deinen Händen! — So lebte unser Herr mit seinen Jüngern und alle gottgeführten Menschen. Sie wußten eines, was uns heutigen verloren gegangen ist: Der uns Leben und Gesundheit gab, hat allein Anspruch auf unsere Zeit. Das führt zur Heuschalterhaftigkeit mit der Zeit, zu einem planvollen und geführten Leben.

Beachte die großen Möglichkeiten, die dir jeder Sonntag bietet!

Dein Haus, Deine Gäste, ja sogar Deine Tiere sollen einen Sonntag haben. Gib deiner Seele einen Sonntag und deinem Sonntag eine Seele! — D. h. zum Beispiel: Nimm dir endlich Zeit für Gottes Wort und Gebet. — Nehmt Euch Zeit, nacheinander zu schauen. Ihr lieben Kranken, nun könnt Ihr am eigenen Leibe erfahren, wie die Gesunden ihren Sonntag richtig und im Segen feiern, indem sie sich Zeit nehmen, zu Euch zu kommen, Euch vom Gottesdienst und der Predigt zu erzählen und Euch auf dem laufenden zu halten. Vergeht das nie, wenn Ihr wieder gesund werdet! Dann handelt nach dem Apostelwort: Nachdem uns Barmherzigkeit widerfahren ist, so werden wir nicht müde. So könntet Ihr schon jetzt ganz neu anfangen, den Sonntag zu halten und zu heiligen. —

Was willst du tun, wenn Gott der Herr einmal alle Sonntage deines Lebens von dir fordert wird, wenn es gilt, darüber Rechenschaft abzulegen?

Herbert Fuhs, Mannheim

Aus unserer badischen Landeskirche

Einweihung einer Kapelle in Rodenau

Im Sanatorium für Lungenkranke in Rodenau bei Eberbach wurde am 10. Juni 1953 eine kleine Kapelle durch Landesbischof D. Bender eingeweiht. Bisher fanden die Gottesdienste in diesem großen etwa 200 Kranke umfassenden Sanatorium unseres Landes, syndonalen Dr. med. Schlapper in den Unterhaltungsräumen statt. Daß fortan die gottesdienstliche Seelsorge an den oft viele Monate dort weilenden Kranken in der neu errichteten, würdigen kleinen Kapelle ge-



sehen kann, ist dem Bauherrn Dr. Schlapper zu danken. Ein wenig erhöht in dem großen parkartigen Anwesen neben den Liegehallen der Kranken gelegen, gibt die Kapelle mit ihrem Sandsteinkreuz am Giebel der Umgebung das Gepräge und ladet die Kranken auch außerhalb der gottesdienstlichen Feiern zu stiller Einkehr ein. Landesbischof D. Bender hob in seiner Ansprache auch hervor, daß an diesem Ort nichts anderes geschehen solle, als daß sich bedürftige Menschen von Gott mit seinem Wort beschenken lassen, um zu genesen. Der Jugendringkreis von Eberbach diente bei dieser Feier, zu der die Hausgemeinde in reicher Zahl erschienen war, mit seinem Singen und unterfrisch Sinn und Aufgabe des neuen Gottesdienstraumes zum Schluß mit den Worten: „Weicht ihr Trauergeister, denn mein Freudenmeister Jesus tritt herein!“

Jahresfest der bad. Landesbibelgesellschaft

Die Bibel im Vormarsch

Die bad. Landesbibelgesellschaft, die bekanntlich wie alle Landesbibelgesellschaften ihre Aufgabe in der Verbilligung der Herstellung und in der Verbreitung der Bibel sieht, feierte am Sonntag, 28. Juni, in Adelsheim ihr Jahresfest. Alle Veranstaltungen des Tages waren sehr gut besucht. Den Festgottesdienst hielt Pfarrer Dr. Barner, Heidelberg. Seiner Predigt hatte er das Wort „Selig sind die das Wort Gottes hören und bewahren“ (Luk. 11, 28) zugrunde gelegt.

Aus dem Jahresbericht, den Finanzrat Huber Karlsruhe erstattete, ging hervor, daß im Jahre 1952 in Baden 10 000 Heilige Schriften, darunter 11 000 Volkbibeln zur Auslieferung kamen. Im gleichen Zeitraum waren es in Deutschland 800 000 Bibeln und in der Welt

24 Millionen. Das seien wahrlich stattliche und erfreuliche Zahlen, sagte Finanzrat Huber, aber es handle sich ja nicht im wesentlichen darum, die Bibel nur zu besitzen, so unumgänglich nötig das auch sei, sondern das Wichtige sei, die Wahrheit des Wortes Gottes zur Richtschnur des gesamten Denkens und Handelns werden zu lassen. Es komme auch weniger darauf an, ein Bibelfest zu feiern als darauf, „bibelfest“ zu werden. Nie aber dürfe die Heilige Schrift etwa zu einer Sammlung frommer Sprüche werden, von denen man entsprechend irgend einer Situation den andern anbiete. Entscheidend sei die Bemühung jedes einzelnen sich das Wort Gottes in seiner Gesamtheit zu eigen zu machen und fest darin zu stehen.

Erholungsheim der Inneren Mission in Baden-Baden eröffnet

Am 26. Juni konnte das Erholungsheim der Inneren Mission „Haus am Berg“ in Baden-Baden in einer schlichten Eröffnungsfeier seiner Bestimmung übergeben werden. In seiner Begrüßung dankte der Vorsitzende des Gesamtverbandes der Inneren Mission, Pfarrer Meerwein, Kork, der Stadtverwaltung Karlsruhe, der das Haus gehört, und allen beteiligten Firmen für die durchgeführten Instandsetzungsarbeiten, die es ermöglichen, das Haus nun am 1. Juli zu eröffnen. Schon lange war es der Wunsch der Leitung der Inneren Mission, so betonte Landeswohlfahrtspfarrer Ziegler in seinen Ausführungen, für die tagaus tagein in ihrem aufopferungsvollen Dienst stehenden 4000 Berufstätiger der Inneren Mission in Baden (Kindergärtnerinnen, Heimerzieherinnen, Pfleger, Schwestern usw.) ein Haus zu finden, das als Erholungsheim der Inneren Mission eingerichtet werden könnte, um ihnen mit einer finanziellen Unterstützung, die sich jeweils nach der Höhe des Verdienstes richtet, eine Erholung zu ermöglichen, die ihnen für ihren aufreibenden Dienst neue Kräfte schenken soll. Und dieses Plätzlein sei nun dank dem Entgegenkommen der Stadtverwaltung Karlsruhe, die der Inneren Mission das Haus mietweise überlassen hat, im „Haus am Berg“ in Baden-Baden gefunden. Frau Pfarrer Wach, die Leiterin des Heimes, sehe es als ihre besondere Aufgabe an, ihren Gästen den Erholungsurlaub in dem neu hergerichteten Haus so schön wie möglich zu gestalten.

Als Vertreter der Stadtverwaltung überbrachte Stadtoberbaudirektor Merz die Grüße und Wünsche des Herrn Oberbürgermeisters für dieses soziale Werk, das die Innere Mission hiermit in Angriff nimmt. Pfarrer Brandl grüßte im Namen der Kirchengemeinde Baden-Baden und Bürgermeister Dr. Goldermann gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß die Innere Mission in der Bäderstadt Baden-Baden ihren Mitarbeitern diese schöne Erholungsmöglichkeit geschaffen hat. In der sich dann anschließenden Besichtigung des Hauses brachten die anwesenden Gäste ihre Befriedigung über das wohlgelungene Werk zum Ausdruck.

Die Innere Mission eröffnete ein neues Mädchenheim

Das bisherige Erholungsheim „Haus Bergstrühe“ in Heidelberg-Rohrbach, das in den letzten Jahren vielen Müttern als Aufenthalt diente und seither von Marburger Schwestern

